

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der würlklichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Hamburg, [1800?]

Zwölfter Brief. Charlotte Roulin an Amélie Belcour.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8411

ben entsagen müßten, Liebe, das dünkt mich gar nicht. Aber, daß Sie dies gleichwohl in ernstliche Ueberlegung nehmen, das zeugt vom Adel Ihres Charakters, und zwar um desto mehr, da dieser übrigens so gute Mann keinen so glücklichen Humor hat, als ich es um feinetwillen wünschte.

Hiermit hoffe ich Ihnen zu Ihrer Befriedigung geantwortet zu haben. Bleiben Ihnen aber noch Bedenklichkeiten, so wenden Sie sich allemal, ich bitte darum, ohne die mindesten Umstände an Ihre u. s. w.

Zwölfter Brief.

Charlotte Roulin an Amélie Belcour.

Machen Sie sich nicht so viel Kummer... um meinetwegen, meine innigst geliebte Freundin! Ihr kleines Briefchen von ehegestern meldet mir, daß Sie sehr unruhig sind. Warum

denn das? Liebe, ich bin ja nicht krank, obgleich so sehr viel eben nicht daran fehlt; und mein Freund ist ja nun weg; alles ist folglich in Ordnung. Ach, von mir möchte er wohl gehen! Was bin ich für ihn? Und er hat ja auch andre Freunde, die er gern einmal sehen will. Es kommt mir nur ganz ungewohnt vor, ihn nicht mehr zu sehen; und um jemand zu vermissen an den man sich gewöhnt hat, braucht man eben nicht verliebt in ihn zu seyn. Liebe Belcour, sind Sie unzufrieden über mein Letzteres? Und nun habe ich niemanden; niemand würde mich verstehn! Ach, er verstand mich so vollkommen! aber er ist weggereiset!

Ich besorge daß er gerade von dem, dessen Sie mich beschuldigen, etwas wahrgenommen hat — glaubt, müßte ich schreiben, wahrgenommen haben. Aber er liebt die schöne Helder, die größte Schönheit im Lande; o, das weiß ich, er selbst hat es mir gesagt.

Glauben Sie jetzt nicht, meine Belcour, daß ich ihn weniger für meinen Freund halte? — daß ich Mamsell Helder nicht liebe? — Gerade das Gegentheil! Er ist noch mehr mein Freund, und das junge Fraunzimmer liebe ich glühend,

Er liebt sie; glauben Sie denn nicht, daß das hinlänglich sey? Sehen Sie, Beste, wenn ich wirklich in ihn verkehrt wäre, dann könnte ich sie ja unmöglich lieben; die Liebe würde feindselige Leidenschaften wecken, z. B. Neid, Mißgunst, Argwohn, und die sind meinem Herzen völlig unbekannt, völlig fremd. Wenn ich an sie denke, so muß ich weinen. Warum? O, das weiß ich nicht deutlich; ich seufze, und weiß nicht wie es kömmt. Wenn ich so erwäge, was es seyn muß von ihm geliebt zu werden: dann setze ich mich so ganz an ihre Stelle, und empfinde, dünkt mich, alles was sie fühlt. O Belcour, auch sie wird dann und wann sich wohl einmal ganz im Denken verlieren, während eine stille Thräne ihre liebliche Wange neigt!

Gewiß, meine theuere Freundin, werde ich Ihnen das so nicht begreiflich machen können; aber er fühlt das so, eben so sehr, als ich. . . . Sie kennen mich ja. Das Gefühlvolle, welches die Natur in mein Herz legte, und welches durch alles was unser Herz rührt, in Regung gebracht werden kann. . . . Das Gefühlvolle, welches meine religiösen Aus

genblicke zu himmlischen Genüssen erhöht. . . .
 Mir fehlen Worte das auszudrücken! Er sagt
 dann immer: Ich verstehe Sie voll-
 kommen, mein Lottchen! und dann
 seufzt er in sich.

Aber warum sollt ich Mamsell Helder nicht
 lieben? Weil sie meinen theuern Freund liebt?
 ihn glücklich machen wird? Wie verkehrt, wie
 — schlecht wäre das von mir!

Ich habe nicht Abschied von ihm genom-
 men. Warum sollte ich mich einer solchen Erschüt-
 terung aussetzen? Was würde er, der nicht
 weiß, wie schmerzlich mich allemal das Abschied-
 nehmen angreift, daraus vielleicht geschlossen
 haben? . . . Welch ein außerordentlich schö-
 nes Bouquet schenkte er mir! Liebe Blumen,
 Ihr werdet zu schnell verwelken, aber wie sorg-
 fältig werde ich, so lange Ihr dauert, für Euch
 sorgen!

Ich weiß das nicht deutlich, aber als er am
 Mittwoch Morgen abreisete, von Roulin Ab-
 schied nahm ich hörte alles; es war sehr
 früh, ich war im Bette; o das war sehr gut,
 denn ich war heftig bewegt, und gegen acht Uhr
 erholte ich mich erst von einer völligen Betäu-

bung. . . . Wäre ich nun aufgewesen, was würde man nicht alles vermuthet haben!

Vor etlichen Tagen erhielt ich einen Brief vom Herrn Bernards. Sie vermögen ja so viel über ihn: bitten Sie ihn doch inständig, daß er mich vergesse! Ich muß, ich kann, ich — darf nicht heyrathen. Nie empfand ich etwas für ihn; das weiß er ja! — Der gute Bernards! Ach, es muß doch sehr schmerzlich seyn, so zu lieben wie er mich liebt, und nicht wieder geliebt werden! Er verdient eine viel bessere Gattin, als ich je zu ihm seyn kann. Ich muß den Herrn Bernards nicht nehmen; mein Herz hat keine Neigung zu ihm. Wie oft habe ich ihm das nicht mit bescheidnem Ernst gesagt! — denn einen so rechtschaffnen Mann achte ich genug, um ihn keinen Augenblick in Ungewißheit zu lassen. Mein Bruder sagt, ich müsse ihn so nicht täuschen. — Täuschen, liebste Belcour? gab ich ihm denn jemals Hoffnung? Roulin ist darüber verdrießlich; das bezeugnete mir noch nie. Er liebt seinen Freund von Herzen.

Ich bin nicht glücklich, aber einst werde ich es seyn, und dann — ewig! Meine

Ideen sind heute ein wenig verwirrt; ich bin nicht aufgeräumt, und habe nicht Lust diesen Brief wieder zu überlesen. Empfangen Sie ihn demnach so wie er ist, von Ihrer u. s. w.

Dreizehnter Brief.

Christine Selder an Jacobine Beldenaar.

So habe ich mir denn abermals vergeblich geschmeichelt, Sie an dem Tage, an welchem wir den Herrn Leevend und seinen Freund erwarteten, bey uns zu sehen! Wenn ich Ihnen Nichts von diesem Besuche meldete, dann mögte meine Jakobine in ihrer jetzigen frohen Stimmung darin eine Veranlassung finden, mich, wer weiß weswegen, in Verdacht zu nehmen. — Verdacht! — Welch ein häßliches Wort zwischen Ihnen und mir, meine Allertheuerste!

Herr Leevend meldete sich durch ein Briefchen an meinen Bruder, und da meine Eltern